



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein deutscher Magister als Sansculotte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Aburteilung aller jugendlichen Affären wurde ebenfalls durch Verordnung die achte Zuchtpolizeikammer in Paris betraut, die ihnen ihre Montagsitzungen ausschließlich widmet.

Alles dies ist freilich nur die Vorstufe zu wirklichen Jugendgerichtshöfen, deren Einführung auch in Frankreich jetzt nur noch eine Frage der Zeit ist. Um die Jugendgerichtshöfe wirksam zu gestalten, muß allerdings die Möglichkeit gegeben sein, daß die schuldigen Kinder, denen der casier judiciaire, der gerichtliche Leumund, rein erhalten werden soll, in Besserungs- und Erziehungsanstalten untergebracht werden. Diese Möglichkeit ist vorhanden. Es gibt zwei staatliche Besserungsanstalten, Petite Roquette für die Jungen und Fresnes-les-Rungis für die Mädchen, außerdem sieben Privatanstalten für Jungen und zwei Privatanstalten für Mädchen. Aber die Überwachung dieser Anstalten, die obendrein nicht zahlreich genug sind, läßt zu wünschen übrig. Zwar besteht seit 1890 ein Comité de défense des enfants traduits en justice, das sich mit der Durchberatung der Rechte und Pflichten der Gesellschaft gegenüber den jugendlichen Verbrechern beschäftigt. Aber leider bleibt dieses Komitee, das sehr nützlich werden könnte, in der grauesten Theorie stecken. Es könnte recht gut die jugendlichen Verbrecher und die Anstalten überwachen, in die sie gesteckt werden. Aber es ist zusammengesetzt aus Advokaten und Direktoren eben dieser Anstalten, die es überwachen sollte, um sich zu überzeugen, daß die Gesellschaft ihre Pflichten gegenüber den jugendlichen Entgleisiten erfüllt. Und da sich die Direktoren natürlich selbst keinen Tadel aussprechen werden, so ist die praktische Tätigkeit des Komitees vollkommen gelähmt. An dieser Stelle müßte eine wirklich ernsthafte Reform vor allem einsetzen, um auf der neu gewonnenen sichern Grundlage den Sühnebau der Jugendgerichtshöfe aufzuführen, der an seiner Stirnseite das Eingeständnis trägt, daß sich die Gesellschaft hier ihre eignen Sünden wieder gut zu machen bemüht.



Ein deutscher Magister als Sansculotte



Es gibt kein wirksameres und zugleich angenehmeres Mittel, in den Geist vergangener Zeiten einzubringen, als die Lektüre gutgeschriebener und wahrheitsgetreuer Memoiren. Ihre Autoren brauchen durchaus keine großen Männer und Frauen zu sein; es kommt nur darauf an, daß sie etwas erlebt haben und das Erlebte zu schildern wissen. Eins freilich muß man von einem solchen Buche verlangen: daß der Verfasser einen Blick für das Typische, für das Wesentliche hat, und daß sich in seinem vielleicht an sich unbedeutenden Dasein eine mehr

oder minder lange Periode der Menschheitsgeschichte mit allen ihren Vorzügen und Fehlern, ihren Bestrebungen und Irrthümern widerspiegelt.

Am 29. April 1822 starb in Kreuznach als „Privatlehrer“ in den allereleendesten Verhältnissen ein verkommnes Genie, das trotz einer ganzen Reihe von ihm verfaßter Bücher schon längst der Vergessenheit anheimgefallen wäre, wenn es nicht eine Selbstbiographie hinterlassen hätte, die für den Kulturhistoriker zu einer unschätzbaren Quelle der Sittengeschichte der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geworden ist: der ehemalige Theologe Friedrich Christian Laukhard. Seine 1792 bis 1802 unter dem Titel *F. C. Laukhard's Leben und Schicksale* erschienenen Denkwürdigkeiten sind vor kurzem in einer schön ausgestatteten Neuausgabe*) dem großen Publikum wieder zugänglich gemacht worden. Das ist sehr erfreulich, denn die Aufzeichnungen dieses Mannes, der dank seiner Charakterschwäche eigentlich zeitlebens nur ein gelehrter Bagabund war, und den ein tückisches Geschick bei allen Versuchen, sich zu einer soliden bürgerlichen Existenz durchzuringen, immer wieder in seine Verkommenheit zurückstieß, sind mehr als ein autobiographischer Roman oder als eine romanhafte Autobiographie, sie sind vor allem eine wertvolle Ergänzung zu den Denkwürdigkeiten größerer Zeitgenossen, doppelt wertvoll, weil sie die Ereignisse nicht wie die jener von der Höhe, sondern von der Tiefe des Lebens aus beleuchten.

Laukhard wurde 1758 als Sohn eines mehr als freigeistigen Pastors zu Wendelsheim in der Unterpfalz geboren und durch die Unvernunft einer in seinem Vaterhause lebenden unverheirateten Tante schon als Kind systematisch zum Trunke verführt. Während der Schulzeit knüpfte er ein Liebesverhältnis mit einem katholischen Mädchen an, dem zu Gefallen er katholisch zu werden beabsichtigte, woran er jedoch von seinem Vater noch rechtzeitig verhindert wurde. Dann besuchte er, teils um Vorlesungen zu hören, teils nur um das akademische Leben kennen zu lernen, die Universitäten Gießen, Marburg, Jena und Göttingen und landete, nachdem er schon einmal österreichischen Werbfern in die Hände gefallen war, sich vergebens um eine Anstellung als Geistlicher in seiner Heimat, im Darmstädtischen und in Franken bemüht, einem adlichen Herrn als Jäger und Kellermeister gedient und einen andern nach Straßburg begleitet hatte, nach Jahren müsterns Lebens, böser Kaufereien und noch bösern Schuldenmachens endlich in Halle. Hier erhielt er durch die Fürsprache angesehenen Männer, denen er durch seine philologischen Kenntnisse zu imponieren gewußt hatte, eine Stelle als Lehrer an den Franckeschen Stiftungen, besleißigte sich

*) *Magister F. Ch. Laukhard's Leben und Schicksale*, von ihm selbst beschrieben. Deutsche und französische Kulturbilder aus dem 18. Jahrhundert. Bearbeitet von Dr. Viktor Petersen. Einleitung von Prof. Dr. Paul Holzhausen. Stuttgart, Robert Luß. 2 Bände geh. 11 Mark, in Vetmo. geb. 13 Mark, in Halbfr. geb. 15 Mark. (Memoirenbibliothek, II. Serie Band 14/15.)

auch eine Weile eines soliden Wandels, promovierte am 11. Januar 1783 zum Magister, verfiel aber bald wieder in seinen alten Leichtsinne, geriet in neue Schulden und wurde endlich — für jene Zeiten der tiefste Sturz! — Soldat im Regiment von Thadden. Das Haus, worin er sein Quartier hatte, wurde vom Publikum belagert, das den einstigen Magister in des Königs Rock, der damals durchaus kein Ehrenkleid war, anstauen wollte, und die Straßenjugend rannte hinter ihm drein und sang den Spottvers:

Lauthard hin, Lauthard her,
Lauthard ist kein Magister mehr!

Die Studenten, die über den verzweifelten Schritt ihres Lehrers und Freundes entsetzt waren, bestürmten den Fürsten Adolf von Anhalt-Bernburg, den Kommandeur des Regiments, Lauthard wieder loszulassen, ihre Bemühungen scheiterten jedoch an dem Starrsinn des Unglücklichen, der diesmal wirklich die Konsequenzen seines Tuns tragen zu wollen schien. Es war, als ob er sich in seiner rohen und ungebildeten Umgebung wohl fühlte, zudem verschaffte ihm seine geistige Überlegenheit nicht nur bei den Kameraden, sondern auch bei den Vorgesetzten eine gewisse Achtung. Mehr als alles dieses scheint ihn jedoch das Bewußtsein, dem großen Preußenkönige zu dienen, mit seinem neuen Stande ausgehöhnt zu haben. Er sah ihn im Mai 1784 bei einer Revue in der Gegend von Magdeburg und schreibt darüber begeistert: „Sein Anblick erschütterte mich durch und durch; ich hatte nur Auge und Sinn bloß für Ihn! Auf Ihn war ich und alles konzentriert! viele tausend Persönlichkeiten in eine einzige umgeschmolzen! Ein Herr, eine Handlung! — — Mit seinen Taten war ich schon bekannt durch Bücher und Erzählungen. Es ist wahrlich etwas Göttliches, einen so großen Mann zu sehen. Der Gedanke, daß man zu Ihm mit gehöre, erhebt zum Olymp hinauf!“

Nach einem Besuche in der Heimat zog Lauthard bei der Mobilmachung gegen Österreich (1790) mit ins Feld, benutzte den Aufenthalt in Berlin zu einem Studium der dortigen berühmten Häuser und gelangte mit seinem Regiment bis nach Schlesien, wo der Friedensschluß dem von vornherein nicht sehr ernstern Unternehmen eine Ende machte. Auf dem Rückmarsche wurde der seltsame Musketier dem Generalissimus der Armee, dem Herzog Friedrich von Braunschweig, vorgestellt, der ein besonderes Interesse für das gelehrte „Subjekt“ an den Tag legte und Lauthard das Versprechen abnahm, ihm bei der Rückkehr nach Berlin einen Auszug aus seinem Tagebuche zu überbringen. Das geschah denn auch, und der *Extrait du Journal d'un Mousquetaire Prussien, fait dans la Campagne de 1790* verschaffte dem Verfasser die Gunst des Herzogs und die Aufmerksamkeit der Generalität.

Nach Halle heimgekehrt befließigte sich Lauthard eines „moralischen“ Lebenswandels, gab in seinen Mußestunden den Offizieren Sprachunterricht und verfaßte die erste Abteilung seiner Denkwürdigkeiten, für die er in dem Buchhändler

Bisping einen Verleger gefunden hatte. Dieser Beschäftigung machte jedoch der Feldzug gegen die französischen Revolutionstruppen im Frühling 1792 ein jähes Ende. „Es war wirklich schade, klagt Lauckhard selbst, daß ich auf dem endlich im Ernst angetretenen Wege zu einer regelmäßigeren und konsequenteren Lebensart durch den Feldzug aufgehalten und allen Verführungen zu einem wüsten Leben, das mit Feldzügen allemal verknüpft ist, wieder preisgegeben wurde. So wollte es aber das Schicksal.“

Die Kampagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz sind dem Literaturfreunde aus Goethes klassischen Schilderungen bekannt. Während dieser jedoch an dem unseligen Marsch in die Champagne als vornehmer Schlachthummel im bequemen Reisewagen teilnahm und sich durch all das Unerquickliche, das er zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht im geringsten in seiner Behaglichkeit stören ließ, mußte Lauckhard das ganze Elend dieses schlecht vorbereiteten und noch schlechter durchgeführten Unternehmens am eignen Leibe erfahren. Kein Wunder, daß seine Darstellung der Ereignisse wesentlich anders aussieht! Seine Schilderung der Entbehrungen, denen die preußischen Soldaten ausgesetzt waren, des Hungers, der Kälte, des Ungeziefers und der Ruhr, die seine Kameraden scharenweise dahintrafte, vor allem aber auch der unglaublichen Zustände in den preußischen Feldlazaretten ist von einer geradezu erschütternden Realistik. Bis zu der Belagerung von Landau war Lauckhard — und das weiß er auch in seinen Aufzeichnungen mit feinem literarischen Takt anzudeuten — nur einer von vielen, jetzt aber, als sich die Blockade als aussichtslos erwies, wurde ihm eine Rolle zuerteilt, deren Durchführung, wenn sie den gewünschten Erfolg gehabt hätte, aller Wahrscheinlichkeit nach dem Gange der Dinge eine andre Richtung gegeben haben würde. Der ehemalige Magister erhielt nämlich, nachdem er vom Prinzen Hohenlohe und dem Prinzen Louis von Preußen sondiert worden war, vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm den sehr delikaten geheimen Auftrag, als angeblicher Deserteur nach Landau zu gehen und den Repräsentanten Denzel, mit dem er von früher her bekannt war, durch die Versprechung goldner Berge zur Übergabe der Festung zu bewegen.

Dieser Anschlag scheiterte an Denzels Ehrlichkeit, und die Folge war, daß Lauckhard fortan von diesem mit Verachtung gestraft und, als Denzel selbst in eine Intrige verwickelt und in Haft genommen worden war, als verdächtig arretiert und einem Verhör unterworfen wurde, bei dem man ihm jedoch keine Schuld nachweisen konnte oder wollte.

Nach dem Entsatz Landaus brachte man ihn mit den andern Deserteurern und Gefangnen nach dem Innern Frankreichs. Hatte er anfangs für die Revolution Sympathien mehr geheuchelt als empfunden, so lebte er sich nach und nach in die Ideenwelt seiner Umgebung ein und wurde ein „Patriot“, der manchen „neufränkischen“ Helden beschämte. Einen Aufenthalt in Straßburg benutzte er, den berühmten Eulogius Schneider zu besuchen, der ehemals

Franziskaner, dann Hofprediger in Stuttgart, danach Professor an der kurkölnischen Universität Bonn gewesen war, sich dort aber durch seine Freigeisterei unmöglich gemacht hatte und nun als öffentlicher Ankläger beim Revolutionstribunal fungierte. Dieser merkwürdige Mann, der in seiner Person die Eigenschaften eines geistreichen Gelehrten, eines schwärmerischen Lyrikers und eines Bluthundes vereinigte, bald darauf übrigens selbst unter dem Fallbeil endete, hörte die Geschichte seines Besuchers mit Teilnahme an und gab ihm ein Assignat von zehn Livres mit auf den Weg.

Beim Weitermarsch erbot sich Lauthard, dem Hauptmann, der den Gefangnentransport anführte, als Dolmetscher zu dienen und gewann dadurch manche Vergünstigung. In Kolmar wohnte er zum erstenmal einer Hinrichtung durch die Guillotine bei, „die einen seltsamen Eindruck auf ihn machte, den er den ganzen Tag nicht verwinden konnte“.

Der Hauptmann — er hieß Landrin — hatte den Befehl, die Gefangnen und Deserteure nach Besançon zu bringen. Lauthard, der sich mit ihm befreundet hatte, wäre am liebsten als Soldat bei Landrins Kompagnie eingetreten. Das ging jedoch nicht an, da die Republik grundsätzlich keine Gefangnen und Deserteure in die vor dem Feinde stehende Armee aufnahm. Der Hauptmann legte ihm deshalb nahe, sich in Mâcon oder Lyon bei einem der ausländischen Bataillone anwerben zu lassen, die die Republik im Innern des Landes verwandte. Lauthard ging darauf ein, verhandelte sofort Rock und Weste gegen eine blau-weiß-rote Uniform, nahm, von Landrin mit 30 Livres beschenkt, unter Tränen von ihm Abschied und wanderte auf der vorgeschriebnen Etappenstraße nach Mâcon, wo er „zum erstenmal einige von den echten Ohnehosen“ antraf. Mit diesen marschierte er nach Lyon, wo das deutsche Bataillon stand. Sie kehrten unterwegs in jeder Kneipe ein, tranken gewaltig, vergaßen aber gewöhnlich zu zahlen, führten überall das große Wort und verschworen sich hoch und teuer, den verfluchten Aristokraten die Hälse zu brechen. „Die Regierung, bemerkt Lauthard wohl sehr richtig, konnte damals dem abscheulichen Unwesen der Sansculotterie noch nicht mit Strenge steuern; hätte man sie mit Schärfe behandeln wollen, so würden sie sich wahrscheinlich auf die Seite derer geschlagen haben, die immer noch mißvergnügt waren, d. i. der eben bezwungenen Aristokraten. Und dann hätte man neue Sansculotten haben müssen, um die alten zu Paaren zu treiben; und diese frischen Ohnehosen hätten es am Ende noch ärger gemacht als die ersten.“

Als Lauthard am Abend des 22. Januar (1794) in Lyon eintraf, wo er sich beim Kriegskommissar meldete, war die Metzerei im vollen Gange. Auf dem Platze, wo kurz vorher die Hinrichtungen stattgefunden hatten, war das Pflaster mit Blut bedeckt. Auf seine Äußerung einem Sansculotten gegenüber, daß es doch hübsch sein würde, das Blut zu beseitigen, erhielt er die Antwort: „Warum? Das ist aristokratisches Rebellenblut, das müssen die Hunde auflecken.“

Die Tatsache, daß jemand adlicher Herkunft war, genügte, ihn aufs Blutgerüst zu bringen. Da reichte schließlich die Guillotine nicht mehr zu, und man schoß die unglücklichen Schlachtopfer vor dem Tore mit Kartätschen tot, wobei die Sansculotten mit Säbel und Bajonett nachhalsen. Und das alles nur, weil die Hoffnung des Pöbels auf einen Konventsbeschluß, daß Lyon geplündert und verbrannt werden solle, nicht in Erfüllung gegangen war. Merkwürdig mutet dabei an, daß hie und da der Heroismus der Opfer dem blutdürstigen Volke noch imponierte. Lauthard berichtet von einem jungen Ehepaare, das mit wahrhaft antiker Gelassenheit in den Tod ging. Als der Henker den Zuschauern die Köpfe zeigte, schrie keiner, wie sonst gewöhnlich: Es lebe die Republik! — „alle schauten, im stumpfen Schmerz verloren, vor sich hin und bewiesen dadurch, daß sie noch nicht alles Gefühl für Natur und Menschlichkeit verloren hätten“.

Am Tage nach seiner Ankunft in Lyon trat Lauthard ohne besondere Förmlichkeit in eine Kompagnie Sansculotten ein, die sich aus Franzosen, Deutschen, Italienern, Spaniern und Holländern zusammensetzte. Er schloß sich an die Franzosen an, da er den Deutschen nicht traute, obgleich man ihm zu seiner Freude erzählte, daß seine Landsleute „allemaal brave Dhnehosen wären, besser als die Spaniolen und noch besser als die Italiener, welche man vorwärts stoßen müßte“. Der Kolonel, dem sich der neue Sansculotte vorstellen mußte, war ehemals Seifensiedergeselle gewesen. Seine und der übrigen Offiziere Gunst gewann der Neuling durch wackres Schimpfen auf Aristokraten und Pfaffen.

Bei einer Expedition gegen Vienne, zu der sich Lauthard mit andern Freiwilligen gemeldet hatte, brachte er das Gespräch auf die Vergangenheit dieser Stadt und erzählte den Kameraden, daß dies der Ort sei, „wohin die alten Kaiser zu Rom die Staatsverbrecher gewiesen hätten, auch daß unter diesen Pontius Pilatus gewesen sei, der den Juden Jesus zum Tode verdammt hätte.“ Darüber entrüstete sich einer der Sansculotten und meinte: „Der Mosjöh Jesus hatte seine Strafe verdient, denn er hat die ganze Pfafferei gestiftet.“ Darauf erwiderte Lauthard: „Nicht doch, die ist von herrschsüchtigen Bischöfen und Päpsten gestiftet. Jesus verabscheute sie, und es ist eine Lust zu lesen, wie er die Pfaffen seiner Zeit, die Schriftgelehrten und die Hohenpriester, wo er nur konnte, hernahm. Jesus, Brüder, war es, der es wagte, den Despotismus unter seiner Nation anzugreifen und ihr Freiheit und Gleichheit vorzupredigen. Ja er war im eigentlichen Sinne ein Patriarch (soll wohl Patriot heißen!) und — wie die Muskadins es nehmen — der erste Sansculotte, der sein Leben zur Stürzung des damaligen Despotismus hingab und nicht einmal soviel hatte, worauf er sein Haupt hätte legen können, viel weniger — Hosen.“

Wie man sieht, verstand sich der ehemalige Theologe schon recht gut auf den republikanischen Jargon, und seine Gründe hatten deshalb auch die gewünschte Beweiskraft. Seine Kameraden riefen: „Allerliebste! Wenn das wahr

ist, so muß er mit ins Pantheon! Es lebe der Sansculotte Jesus! Es lebe die Republik!"

Von Vienne ging der Marsch weiter über Grenoble und Valence nach Avignon. Unterwegs schmolz die Heldenschar immer mehr zusammen, da sich einer nach dem andern drückte. Eine Strecke weit befand sich Lauthard nur noch in der Gesellschaft eines einzigen Kameraden, und vor Valence bezog er mit diesem das Weinhaus eines Dorffriedhofs als Nachtquartier, da sie sich nicht in das Dorf hineingetrauten. Lauthard machte es sich, so gut es gehn wollte, auf den Knochen bequem und meint mit der bitteren Philosophie, die er mit Scume gemein hat: „Die Toten haben mir meine Freiheit gewiß auch so wenig übelgenommen, als es die Gänse übelnehmen, wenn jemand auf ihren ausgerupften Federn sich hinstreckt. Überbleibsel sind Überbleibsel: diese von außen und etwas bequemer, jene von innen und etwas hart; aber wie der Hunger das beste Gewürz der Speisen ist, so ist Müdigkeit die beste Förderung des Schlafes.“

In Avignon trennte er sich von den Sansculotten, begnügte sich mit dem, was die Republik den fremden Deserteuren zum Lebensunterhalt zahlte, und half einem Grobschmied bei der Arbeit. Da man jedoch Bedenken trug, die Ausländer so nahe an der Landesgrenze zu lassen, sollte er nach Toulouse gebracht werden, erreichte jedoch durch Vorstellungen beim Kommissär, daß man ihm einen Paß nach Lyon gab.

Hier war es inzwischen ruhiger geworden, und die Tätigkeit des Militärs beschränkte sich in der Hauptsache auf den Besuch der Weinhäuser. In einem solchen sah sich Lauthard gezwungen, die Ehre seines Vaterlandes einem großsprecherischen Offizier gegenüber mit dem Degen zu verteidigen. Das Duell fand ohne Sekundanten statt und endete mit der Verwundung des Deutschen. Nun entpuppte sich der Gegner als Gemütsmensch, schenkte Lauthard ein Hemd, ein paar Strümpfe und sechzig Livres in Papiergeld, die er sich zu diesem Zwecke geborgt hatte, und bestärkte ihn in seinem Voratz, nach Macon zu wandern. Unterwegs wurde der Zustand der Wunde bedenklich, und da es in Macon kein Spital gab, beförderte der dortige Kommissär den Kranken auf einen zweirädrigen Karren nach Dijon in das Hospital Chaillier, wo sich die Chirurgen, allerdings ohne Erfolg, um die Heilung der Wunde bemühten. Lauthard kümmerte sich wenig um ihre Anordnungen, versuchte vielmehr den Schaden mit Pflastern zu heilen und machte sich dem Arzte als Dolmetscher bei der Behandlung der im Hospital untergebrachten Deutschen nützlich. Auf seinen Wunsch wurde er schließlich als Unterkrankenwärter angestellt und unterzog sich mit dem ihm eignen Stoizismus den ekelhaftesten Arbeiten. Als der Oberchirurg selbst erkrankte und durch einen andern ersetzt wurde, der Lauthard nicht gewogen war und ihm die Pflege der Kränkentränen übertrug, forderte unser Landsmann seinen Abschied und ernährte sich durch Stundengeben. Er beging jedoch die Unvorsichtigkeit, an den Repräsentanten Denzel zu schreiben und ihn

um einen Paß nach Paris zu ersuchen. Der Brief gelangte, da Denzel wegen der Landauer Affäre in Untersuchungshaft saß, in die Hände des Wohlfahrtsausschusses, und die Folge davon war, daß Lauthard acht Tage später auf der Straße verhaftet und in die Conciergerie gebracht wurde. Wiederholt unterwarf man ihn vor der revolutionären Inquisition einem Verhör, sprach ihn jedoch, obgleich er sich mehrfach in Widersprüche verwickelt und sowohl Denzel wie sich selbst kompromittiert hatte, endlich doch frei, wahrscheinlich weil unter den Richtern Leute waren, die triftige Gründe hatten, den ehemaligen Repräsentanten von Landau zu schonen.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse schlug er sich nach Dijon durch, schrieb für die ausländischen Offiziere unter den Gefangenen Liebesbriefe und übersetzte ihnen die Billettdour, die ihnen von den angebeteten Schönen zugesandt wurden. Nebenbei gab er wieder Sprachstunden, mußte aber noch einmal in das Spital übersiedeln, da seine Brustwunde von neuem aufbrach und eine Augenentzündung ihn in die Gefahr brachte, zu erblinden. Nun wanderte er von Spital zu Spital, diente zwischendurch dem Kriegskommissar als Konzipist, arbeitete bei der Niederreißung eines Klosters mit und wartete von Tag zu Tag auf einen Brief seines Freundes Wispink in Halle, den er ersucht hatte, sich um seine Befreiung zu bemühen. Endlich traf das lang-ersehnte, der Vorsicht wegen von Hamburg datierte Schreiben ein, zugleich mit einem Brief an den Kommandanten von Dijon und mit einem zweiten, lateinisch geschriebenen, an Lauthard. Dieser lateinische Brief war fingiert, kam angeblich aus Altona, berichtete über Dinge, die sich hier als in der „Vaterstadt“ des Adressaten ereignet haben sollten, und gab diesem den Rat, sich in die Schweiz zu begeben, wo er als preußischer Deserteur vor Nachstellungen sicher sein würde. Die List hatte Erfolg, der Kommandant ließ sich überzeugen, daß Lauthard keiner von den verhafteten Preußen sei, und legte ihm keine Hindernisse in den Weg. So kam der Unglückliche nach mancherlei Abenteuern bis Basel.

Nun hätte alle Not ein Ende haben können, aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Im Badischen fiel der Flüchtling einem Werber der Emigranten in die Hände, der ihm die Stelle eines Unteroffiziers anbot. Lauthard vermochte diesem Anerbieten nicht zu widerstehen und trat nun bei der Armee ein, die die Sache bekämpfen sollte, für die er bisher seine Haut zu Markte getragen hatte. In Ettenheim machte er die Bekanntschaft des durch die Halsbandgeschichte berühmten Kardinals Rohan, der durch sein ehrwürdiges Antlitz, sein anständiges Wesen und seine schön modulierte Stimme großen Eindruck auf ihn ausübte, benutzte jedoch die erste sich ihm bietende Gelegenheit, zu desertieren, und nahm in Offenbach Dienst bei den schwäbischen Kreistruppen der Reichsarmee, deren ganze Erbärmlichkeit er in grellen Farben schildert. Dank der Vermittlung des Kronprinzen von Preußen, an den er einen Brief gerichtet hatte, kam er auch aus diesem Elend wieder los, und damit schließt der interessanteste Abschnitt seines Lebens.

Was er später noch durchzumachen hatte, was er in seiner mit einer Soldatentochter geschlossenen Ehe litt, und wie er als ein wahrer Mhasver von Ort zu Ort zog, bis ihn in Kreuznach der Tod von aller Not erlöste, mag der Leser in dem Buche selbst nachschlagen, das man den besten Romanen aller Zeiten getrost an die Seite stellen kann.

Lauthards Schicksale haben ihn unsterblich gemacht, und seine Aufzeichnungen mit ihrer Schärfe der Beobachtung, dem wilden Humor und der rücksichtslosen Offenheit sichern ihm den Dank der Nachwelt.



Neue Romane und Novellen



immer runder arbeitet sich mit den Jahren und den Werken das literarische Porträt von Julius K. Haarhaus heraus. Ich habe ihn gelegentlich seiner rheinischen Novellen „Unter dem Krummstab“ hier unter die Künstler gerechnet, die das Kleine lieben, ohne kleinlich zu werden, die aus der Vergangenheit gern allerlei Humor herausholen, ohne des Großen und Ernstern zu vergessen. Jede neue Gabe bestätigt das; ob nun in gelassener Erzählung, die sich hier und da ein wenig willenlos getrieben fühlt, wie im „Marquis von Marigny“, ob in dem knappen „Mönch von Weinfeldern“ — immer bleibt Haarhaus die Kunst treu, seinen Stoff abzurunden und ohne Verzerrung, ohne Verniedlichung abzuschleifen, immer bleibt ihm sein heller und dennoch nicht mit dem Leben spielender Humor. Stets sind seine Bücher eine Erquickung für Stunden des Ausruhens, nichts ist überhastet, nichts krampfhaft gewollt, alles wohl durchdacht und doch durchaus künstlerisch empfunden. Es ist beste Freytagische Schule, auch mit den antiquarischen Liebhabereien des Meisters oder Hans Hoffmanns, mit dem eine gewisse Verwandtschaft besteht. All das erwies sich auch lebendig in dem Bande „Wo die Vinden blühen“, dessen Märchen novellen ich hier im vorigen Jahre gerühmt habe, und die nun in zweiter Auflage vorliegen. Leipziger Märchen novellen, in denen der Reiz des sommerlichen Leipzigs mit seinen alten, schmalen Straßen webt, seinen engen, dämmrigen Höfen und Gewölben. Und wie es hier bezeichnend ist, daß Haarhaus ohne Scheu den Märchenfaden bis in unsre Tage fortspinnst und ihn von dem alten Wundermann Beireis, der Goethe interessierte, bis zu einem der absonderlichen Antiquare der Gegenwart führt, so setzt er auch in seinem neuen Buch „Nach der Hühnersuche und andre Jagdgeschichten“ die Tollheit des Märchens in die Gegenwart selbst, läßt in der unbefangenen Art Wilhelm Hauffs Herrn Satan die Jagdleidenschaft etlicher Nimrode und gar des Verfassers ausnutzen und schlägt ihm zum Schluß ein Schnippchen. Der Eindruck der vortrefflich hinerzählten Phantasie wäre noch stärker, wenn sich